

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

6.4.1919 (No. 14)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 14

Karlsruhe, Sonntag, 6. April

1919

Germanien.

Von Johann Gottfried von Herder.

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe was rings um dich,
Was dir selber geschah! Fühl' es, ermuntre dich,
Eh die Schärfe des Siegers

Dir mit Hohne den Scheltel blößt!

Deine Nachbarinn sieh, Polen, wie mächtig einft
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt,
Mit zerrissenem Busen

Vor drey Mächtigen, und verstummt.

Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln; es half keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit

Ewig glänzen am Sterngezelt.

Und nun, wende den Blick! schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freyheit hieß,
Unzerstörbare Nester:

Ein Wurf stürzte die sichern hin.

Weiter schau! du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehrestest ihn sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen:

Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen! es droht, fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und eniglüht, trotzend auf Glück und Macht,

Dir ein anderer Kämpfer,

Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags

Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? willst du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,

Deine Sprache nicht alles werth?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher bekehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Galliers,
Des Kosaken, Kalmuken

Pulschlag fröhnen? Ermuntre dich!

Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freyheit werth.
Der gemahleten, die nur ihm gegönnet ward?
Ach! die Pfeile des Bündels,

Einzel bricht sie der Knabe leicht.

Höse schützen dich nicht: ihre Magnaten flieh
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutlichkeit

Weg, und sey ein Germanien!

Träum' ich, oder ich seh' dich einen Genius
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpft er
Zwey germanische Freundes-

hände, Preußen und Oesterreich.

Inhalt: Germanien. Von Johann Gottfried von Herder. — Vater Gleim. (Zum 200. Geburtstag des Dichters, 2. April.) Von Dr. Paul Landau. — Scham wider Kunst. Von Otto Kienischer. — Das Ich und das Selbst. Von Albert Sezauer (Karlsruhe). — Heidelberg, die Vaterstadt des geschichtlichen Dr. Faust.

Vater Gleim.

(Zum 200. Geburtstag des Dichters, 2. April.)

Von Dr. Paul Landau.

Der Morgen ist die Zeit der Lieder
Ihm und der Nachtigall!
Sein munt'res Sanssouci am nahen Wasserfall
Nimmt dann den Hirten auf und gibt den Bürger wieder,
Doch Vater ist er überall!

Mit dieser Strophe hat einer der vielen Schürlinge Gleims, Joh. Benj. Michaelis, den Dichter angefangen, und als der „Vater Gleim“ lebt er in unserm Schrifttum fort, als der gute Papa der deutschen klassischen Dichtung, wie ihn schon Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ geschildert hat, als der Allweltsoufflet und Allweltsfreund, der fast 1/2 Jahrhundert auf dem deutschen Parnass sein gastfreundliches „Hüttchen“ aufgeschlagen hatte und hier alle Poeten, die großen und die kleinen, bewirtete. Wenn wir bedenken, daß Gleim noch mit den vorlesungsfähigen Schriftstellern, mit Gottsched und Pyra, in engen Beziehungen stand und

daß er Jean Paul unterstützte, Heinrich von Kleist herzlich bewillkommnete, so tritt uns die ganze Schar der Dichter vor Augen, die im Spiegel seines Lebens an uns vorüberziehen. Freilich ist dieser Spiegel ein vielfach getrübler, denn verstanden und mitgeföhlt hat Gleim nur die Entwicklung der Dichtung, die etwa bis zu Wieland führte. Herder ist ihm, so sehr er den Menschen auch vergöttert, in seinen Schriften und erst gar in seinem stürmenden und drängenden Anhang unheimlich. Mit „unserm Goethe“ aber bricht ihm „die Grael der Verwüstung über die deutsche Literatur“ herein, und der von den Kenten arg mitgenommene „alte Peléus“, dessen „Kraft und Schnelle“ in seinen eigenen Gegenzeiten so sehr versagt, ist nur noch ein weinerlicher Lobredner der alten Zeiten, der den Wald vor Bäumen nicht sieht und in der Zeit unserer höchsten dichterischen Blüte klagt:

Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufenen hörten,
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Kränze stürten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungehüm.

Der gute Papa Gleim ist nämlich, wie das Vater so leicht werden, wenn ihnen die Söhne über Kopf wachsen, sehr früh ein unduldsamer Spieghbürger geworden. Trotz seines galanten Wesens, mit dem er die „Mädgens“ in zahllosen Liedern verherrlicht, trotz seines feurigen Preises des Gottes Bacchus, dem er übrigens nur mit nippenden Schläkchen huldigte, hängt ihm ein kräftiges Zöpfchen hinten, und dieses Zöpfchen paßt recht gut zu dem Rokofrock, den Kniehosen, den seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen und dem spielerischen Galanteriedegen, in denen er auf dem Parkett der Rokofopoesie die Honneurs machte. Gleim ist

alles andere gewesen als ein großer Dichter. Er selbst gesteht, daß er keine andere Absicht bei seinem Dichten gehabt habe, „als die, mir einige vergnügte Tage zu verschaffen“. Und sein Dasein schildert er selbst in den Versen: „Um zehne schließ ich ein, um drei wach ich auf / In langen und in kurzen Nächten, / Und sang mein Lied, und las in guten und in schlechten / Autoren meiner Zeit. Das ist mein Lebenslauf“. Er war ein Vielreimer, der täglich sein Pensum abdidachte, der, als er selbst keine Stoffe mehr hatte, die Prosa seiner besten Freunde, wie Lessings „Philotas“ und Klopstocks „Tod Adams“, in Verse brachte, der eingestand, er dichte, „wie ein anderer schwächt“, und er tue im Feilen zu wenig, was sein Freund Ramler, der grimmige Exerziermeister der preussischen Dichtung, zu viel tat. So hat er nur in seiner begeisterten Jugend, in der der Strom der Zeit sein Talent an führende Stelle emporhob, entscheidend auf die Entwicklung unserer Dichtung eingewirkt. Aus der mürrischen Schwermut des Pietismus, aus der ungelenten Schwere des Alexandriner befriete er die Lyrik; er brachte mit seinen „scherzhaften Liedern“ die Mode der Anakreontik nach Deutschland, diesen Ausdruck des heiteren, gefälligen Rokoko-Geistes; aber er hielt sich fern von der lästernen Sinnlichkeit der Franzosen und bricht bei der Pektüre Grécourts in den schauernden Ausruf aus: „O wie leusch ist doch mein heidnischer Anakreon gegen solche Christen!“ Er schuf unserer Poesie Flügel und Schmelz, freilich nur die eines tändelnden Schmetterlings, der über bunte Blumen gaukelt. Und doch ist etwas Frühlingshaftes, etwas Belebend-Frisches in den Jugendgedichten des Vaters Gleim, ein unverwundlicher Reiz, der ausgeht von seiner Persönlichkeit.

Einer seiner zahllosen Verehrer hat von ihm gepriesen: „Er regt die Musenlust in jungen Geistern auf“, und in seinem Nachlaß, den er mit pedantischer Genauigkeit gesammelt, fand man viele Tausende von Briefen junger Menschen aus allen Teilen Deutschlands, die sich an ihn um Rat gewandt haben. Es gab eine Zeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts, da jeder Schöngeist, wenn er mit seinem Mädchen lustwandelte, des „göttlichen Gleim“ gedachte, von seiner Richte, der altbadener „Jungfer Gleiminde“, schwärmte und im Geiste an den herrlichen Festen Anteil nahm, die er in seinem „Tempel der Muse und der Freundschaft“ mit gleichgestimmten Seelen feierte. So ist auch Gleim ein „Lehrer der Deutschen“ gewesen, freilich kein ernster Erzieher wie Lessing, kein Führer zu den höchsten Dingen wie Goethe, sondern ein Hülfenker zum Anmutigen und Tändelnden, ein Prophet jener leichten Lebenskunst, die dem Deutschen so schwer fällt und die doch auch jeder allseitigen Kultur notwendig ist zur Lockerung und Belebung. Ein volkstümlicher und liedmäßiger Klang ging von seinen Gedichten aus. Es war keine freie große Natur, die er schuf, sondern ein geschmückter und verschönteter kleiner Garten, es wirbelte noch kein frischer befreiender Sturm durch sein Dichten, sondern eine milde weiche Stubenluft. Unendlich fern lag ihm jenes echte Schöpferium, das aus innerstem Erleben geboren wird. Sein Lieben und sein Hassen, sein Schwärmen und sein Trinken — es war nur gedacht und geträumt. Der Sänger der Liebe, der sich als ein „Don Juan der Phantasie“ einen ganzen Harem von Blondinen und Brünetten zulegte, war ein eingelebter Junggeselle; der „preussische Grenadier“, der als ein neuer Torriano zum ersten Mal im Lied die Heldentaten des großen Friedrich sang, hatte nur als Schreiber ein wenig Pulver gerochen und während der Schlacht bei Prag „seinem geliebten Kleist ein Stüpplein gekocht“; der Verfasser anmutiger Fabeln, der sich in seinem Spätwerk „Halladat“ in die mystische Religiosität des Morgenlandes verirrt, war ein nüchterner Moralist, der als Domschreiber des Halberstädter Kapitels einer weltlichen Rokoko-Möncherei huldigte.

Dieser Mensch Gleim interessiert uns heute mehr als der Dichter, denn er war ein echter Sohn seiner so unnaiven, mit den Dingen spielenden Zeit; zugleich ein Sonderling und schurriger Kauz, eine Figur, die einer Novelle von Stifter oder einem Roman von Raabe zur Erde reichen würde. Noch heute spielen wir seinen Geist am stärksten in den zopfigen Bauten und den Gärten des Halberstädter Kapitels. Da lebte er, still und behaglich, stets geschäftig in weltlichen und pöppelischen Dingen, trank mit den Domherren Kaffee und dachtete mit ihnen. Immer sind ein paar gute Freunde um ihn, mit denen er schwärmt und schwächt; immer hat er ein paar arme Poeten bei sich, die er unterstützt, wie Heinse, oder zu Tode pflegt, wie Mißgänts. Eine ganze Dichterheide hat er sich eingerichtet, eine Sängerschule, für die in seinem Sommerhäuschen, dem „Hüttchen“, eine Büchse steht, die alle Dichtergaben aufnimmt, bis sie zur feierlichen Vorlesung daraus hervorgeholt werden. Unendlich groß ist sein Briefwechsel, so groß wie sein Freundschaftsnetz. Denn er ist ein Virtuose der Freundschaft. Sein ganzes Dichten erklärt er daraus: „Immer schrieb ich für einen Freund: die scherzhaften Lieder für Uz, die Fabeln für Kleist, die Kriegslieder für Lessing, Halladat für Heinse.“ In seinen Briefen, besonders in den berühmten an J. G. Jacobi, herrscht ein ewiges Schnäbeln und Schmolken, ein süßliches Anhimeln und Schmeicheln wie bei einem Backfisch. Gerät er mit einem Freund in Zwist, wie mit Ramler, dann muß er sich krank ins Bett legen und will sich das Leben nehmen. Weißlich ist auch sein Reliquienkult, wenn er einen alten Out Friedrichs des Großen oder eine „Dosenfeder“ Klopstocks zu ergattern sucht, Bildnisse und Inschriften der Freunde sammelt. Die Frau aber spielt im Leben dieses Liebesfängers keine Rolle, und seine Verlobungsgeschichte mit der „schönen Materin“, in der er so furchtbar angeführt wird, ist

eine tragikomische Posse, die darin gipfelt, wie der verschämte Freier an seinem Hochzeitstage aus dem Wagen geworfen wird und sich das Gelenk verstaucht.

Dies kauzige Rokokoidyll um den Vater Gleim verdient wohl, von einer kundigen Hand als Kulturdokument gezeichnet zu werden. Es zeigt, wie auch in den stärksten Zeiten, wo Reiche gegründet werden und neue Kulturen aufgehen, im deutschen Volk noch immer Raum ist für das Eigenleben origineller Persönlichkeiten.

Scham wider Kunst.

Von Otto Rienschert.

Scham ist die große, unverzeihliche Widersacherin der Kunst. Als irgendwo einmal in grauer Vorzeit ein menschenähnliches Wesen in dumpfer Ergriffenheit der Höhlennacht entfloß, dem Licht der sinkenden Sonne nach, seiner Brust gurgelnd-rauche Seufzer entquollen und sich aus chaotischem Gefühlskrampf die herausföndende Ahnung einer Welt rhythmischer Erlöslichkeit entband — da war es seiner Sippe gewiß ein Gegenstand heimlicher Bewunderung zwar, doch auch — des öffentlichen Aergernisses.

Da riß einer in schamloser Preisgabe die Hülle von seiner Seele. Die Sippe empfand die symbolische Bedeutung des unerhörten Vorgangs; instinktiv verstand sie, daß damit die Seele der Gesamtheit entblößt ward — und es erhob sich der grollende Einspruch überkommener Gestirne gegen die freche Selbstentheilungslust trunkenen Verächter geheiligter Ordnungen. Feindselige Bewunderung, bewundernde Feindschaft: das ist seitdem die Stellung der Welt zum Künstler — nicht zur Kunst. Das Kunstwerk selbst, als kulturgeschichtliche Tatsache, als Daseinsschuld, als Erbauungsmittel, als hohes Gottesgeheim und Menschheitsgut wohnt in jahrausjahraus, nur von Narren beschränkten Lebensrecht. Sein Schöpfer aber wandelt durch die Zeiten, die Stirn geziert mit dem Dornenkranz des unausrottlichen, ewig zwischen Verehrung und Verachtung pendelnden Vorurteils der menschlichen Gesellschaft. Denn er ist im sozialen Gefüge immerdar die verkörperte, mehr oder minder lästige Mahnung an den unaushebbaren Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Himmelssehnsucht und Erdgebundenheit, zwischen Sein und Schein, zwischen Geist und Stoff. Man wittert in ihm mit Recht die unbezähmbare Neigung, die Schranken bewährter Gesetzmäßigkeiten oder ererbter Anschauungsweise zu misshandeln, hüllenlos herauszutreten aus ihrem Schatten ins Purrpürlicht dämmernder Zeiten: und die Sippe schämt sich seiner Nacktheit als eines Verrats an ihrer eigenen Seele. Sie fühlt die Schleiher der Unbewußtheit plötzlich fallen und erkennt erschauernd sich selbst im Kampf mit den Dämonen heimlicher Schuld, den nagenden Gewissensnöten; versteht plötzlich die rätselhaften Stimmen, die aus Abgrundtiefen heraufdringen, verwirrend, bedrohend in ihrer klagenden Sehnsucht nach Erlösung — und schmäht ihn, den Aufruhr schürenden Enträtseler, ob er auch brünstige Wonnen erregte, als den unfrohen Bekenners ihres schamvoll verleugneten Begehrens.

Und einer ist unter diesen Besessenen, der scheint der Unschamhafteste von allen; greift er doch zurück auf eben jene ursprünglichste, rohste Form ekstatischen Selbstentheilungswahns; stellt er doch immer noch das eigene körperliche Ich unmittelbar zur Schau: Mich seht an! Ich bin Ihr und Ihr seid Ich!

Zwar stellen die anderen im Grunde auch nur sich selbst, doch mit Mitteln und in Formen dar, hinter denen ihr körperliches Ich verschwindet, durch die es sich doch wieder verhällt und dem Gebot der Scham gleichsam ein huldigendes Zugeständnis macht. Solche Huldigung verweigern zu müssen, verweigern zu können, das ist es, was zwar die vernünftige Einsicht der Einzelnen als unvermeidlich wohl begreifen und darum auch verzeihen kann, das instinktive Gefühl der Vielen aber um so weniger billigen kann, als jene Gleichsetzung von „Ich und Ihr“ nie recht verstanden wird. Hier liegt der Stein des Anstoßes. Mag immerhin Hirn und Mund das Tun des Mimen als anderen Künsten gleichwertig schon seiner größeren Eindringkraft wegen anerkennen, das vulgäre Gefühl macht seinen gewissen Vorbehalt. Außerstande, den Sinn des Gleichnisses „Ich bin Ihr“ in seiner Tiefe zu erfassen, Symbol und Lüge begrifflich zu unterscheiden, wertet das Gefühlsurteil der Menge und ihrer Nachbeter, die immer nur „Wir“ meinen, wenn sie auch noch so selbstbewußt „Ich“ sagen, das Theater als eine Kunst niederer oder eine Gaukelei höherer Art. Sie zieht das Unerhörte herab zum Ungehörigen; nicht allein Seelenpreisgabe treibt sie, sondern Aergeres: selbst aus dem hintergründigen Zwangszustand künstlerischen Gestaltens bereitet sie ein Schau-Spiel. Zudem es der Mime unternimmt, sein Ich buchstäblich in körperlicher Greifbarkeit einem anderen, ja wohl gar dem Aller (tat kwam es) gleichzusetzen, entsagt er auch der letzten Scham des sich hingebenden Künstler-Martyrers, hinter sein Werk zurückzutreten und nur dieses, nicht aber auch den Rausch der Entrücktheit, worin es in Dual und Glück empfangen ward, zur Schau zu stellen. Sein natürlich körperhaftes Selbst muß leibhaftig im Kunstgebilde zugegen sein, kommt durch es in der großmütigen Bedeutung des Wortes „in Betracht“, muß das heilige Geheimnis, die trunkenen Selbstentäußerung im Schöpferakt, ehrfürchtigsten Blicken mit Vorsatz und Willen sichtbar machen . . .

Unwiderstehlich treibt es die Menschheit über sich hinaus. Doch für die nächste Stufe der Erhöhung reist sie nicht, ehe der vorläufige Zustand, die schwachtende Seele mehr und mehr beengend, von ihr als unbefriedigend, als kaum noch erträglich empfunden, wenn auch noch nicht gewußt wird: Das sind die Zeiten der großen inneren Unruhe, des geistigen Aufruhrs, die Zeiten der Dämmerungen, die des großen Erneuerers harren. Und kommt er endlich, der Gegenwartentrücker, von Zukunftsträumen erfüllte Tänzer und singt das Hohelied der glaubenden und irrenden, der Liebenden und Liebenden, der Hoffenden und verzagenden Menschenseele — dann erwacht die empfindene zur bewußten Not und schämt sich ihrer selbst und des schamlosen Defensiers. Mag sie ihm auch hingerissen, emporgehoben, Beifall spenden, Kränze winden, Tempel bauen — es bleibt immerdar ein tiefes abwehrendes Befremden zu überwinden, das der neuen Lebensspur nur zaudernd folgt, ein verholener dumpfer Widerstand, der den ungestümen Fackelschwingern in dieser Welt der Grundfäße und Rückstufen dankbar und opferbereit das weitestgehende Gast-, doch kein Heimatrecht gewährt.

Und das ist gut so. Der Künstler darf nicht Wurzel fassen im Erdrich ehrfamen Bürgertums. Er ist von Gott gesandt, um zu erschüttern, aufzurütteln, emporzureißen, die Schleier zu heben vom Verdenden, Keimenden, das aus dem Dunkel schamvoller Umhüllung hinauf ins Licht drängt. Jenes ist berufen zu hüten und zu bewahren, Erworbenes zu pflegen und blind aufzuhende Neuerungssucht hurtiger Weltverbesserer zu zügeln. Es braucht Stolz und Selbstgefühl, eine allzu große Weite des Gesichtskreises würde ihm nicht frommen, von Eigendünkel kann es nicht frei bleiben, wenn es seine wichtige Aufgabe im Werdegang des Weltprozesses nach dem Schöpferplane erfüllen will. Um beide Welten, der des Schweißens und Schwebens „in höheren Regionen“ und der des gemessenen Schreitens auf dem festen Boden der Säkung und Sitte schlingt sich das starke Band des göttlichen Willens und lenkt sie den letzten Zielen entgegen. Wohl denen unter dem Gastvolk der Seelenentschleierer, die als Erbs für die Scham, die sie abtun mußten, den Spürsinn empfangen für dieses Umschlungensein in allem Zwiepalt des Seins! Ihnen ist sich die Tragik ihrer Vereinsamung in die stille Heiterkeit verstehender Liebe. Sie wandeln festen Schrittes, zielicher, auf dem schmalen Saumpfad zwischen den zwei Welten der zweifelsmatten Wahrscheinlichkeit und der blendenden Wahrheitsheile und wissen, wo ihre Heimat ist . . .

Ihren Ursprung nach sind sie alle, die Künstler verschiedener Art und Gattung, eines gemeinsamen Stammes. Jenes menschenähnliche Wesen, das irgendwo einmal in grauer Vorzeit in dumpfer Ergriffenheit der Höhlennacht entfloß, dem Licht der sinkenden Sonne nach, eine Welt heraufschender Ahnungen im Dufte tragend, war der Urahne ihres Geschlechts. Was in ihm trieb und garte und nach Gestaltung rang, zerlegte sich nach dem Prinzip der Kraftverteilung im Aufstieg der Menschheit zu eigentümlichen Gaben einzelner Sinne und schuf sich besondere Form- und Ausdrucksorgane. Alle sind Aeste und Zweige am urwüchsigsten Stamme des all-einen schamüberwindenden Dranges nach Selbstdarstellung der Seele.

Im Mimen ahnt und scheut die Welt den Nachfahren gerade der Linie des wilden Höhlentänzers aus mythischer Vergangenheit. In ihm hat sich die schambezwingende Kraft seelischer Preisgabe am reinsten vererbt. Wehe den Halben und Schwachen seiner Gattung, die nicht die Macht hinreichenden, überzeugenden Ausdrucks haben. An ihnen rächt das legitime Schamgefühl mitleidlos, was es an den Ganzen und Starren notgedrungen dulden, ja, wider Willen bewundern muß. Doppelt wehe aber den falschen Propheten, den eillen, geschäftigen Gauklern seelischer Beschwingtheit, den Virtuosen der Grimasse, den nicht aus mythischem Zwang, sondern in falschnütziger Anpassung an ausschichtsvolle Gelegenheiten Schamlosen! Sie sind die Götzen jener Pseudo-Kennerschaften, die schon für Kunst halten, was nur Unnatur für bedeutend, was nur unerheblich, für gewaltig, was nur gewaltig ist. Ihr Beginnen ist nicht, Seelen zu enthüllen, sondern geborgte Hüllen zu entseelen. Die ewige Furcht, durchschaut, erkannt zu werden, treibt sie zu immer verborgeneren Begreiften, immer grellerem Unwesen. Doch der erbarmungslosste Richter — und den vor allen gilt es zu überschreien — ist die Stimme der eigenen schwindelfreien Nichterheit; und ihm entrinnen sie so wenig, wie dem Verdammungspruch der reisenden Einsicht ihrer oder einer späteren Zeit. Man könnte sie bemitleiden. Nur daß die schließliche Entlarvung dem alten instinktiven Argwohn, der Falsches von Echtem nicht unterscheidet, stets neue Nahrung gibt. Und eben dieses kann ihnen nicht vergeben werden. Sie treiben Spott mit der Menschheit Würde: aus dem tragischen Kampf in der Seele des Künstlers, den es zu sagen zwingt, was er sich doch zu sagen schämt, bereiten sie einen pikanten Sinnenschmaus für die auf allen Gassen lungernde Pöbelgier.

Die Schamlosigkeit des echten Künstlers ist die Schamfreiheit des spielenden Kindes. Er fühlt sie wohl als Hemmung, leidet unter ihrer Pein, doch verknüpft sich mit diesem Gefühl keine Vorstellung von Schuld oder Verfehlung. Seine Seele trägt unter dem Kleid herkömmlicher Zurückhaltung und Selbstverleugnung, das abzuwerfen es ihn drängt, noch ein anderes Gewand gewoben aus Rausch und Traum. „Rauschumfänger“, „Traumverloren“, wie das dem Spiel ganz hingeebene Kind, so trägt er den schimmernden Strahlenmantel der Phantasie, das für das stumpfe Auge der Erdgebundenen unsichtbare Königs-

kleid. Daß sie's nicht sehen können, daß nur zuweilen ein flüchtiger Abglanz seiner Herrlichkeit an ihren Blicken vorüberhuscht und ihnen dann eine leise Ahnung ausgeht von einem Reich, das nicht von dieser Welt — es ist ihr Mangel, aber auch ihr Gewinn. Der Aufstieg zu jenen lichten Höhen so ll schwierig sein, nicht mit geringer Mühe Jedwem gelingen. Nur im blinkenden Tau der Dämmerungen spiegelt sich den Alltagsfinnen, vielfach gebrochen, die obere Welt der Schönheit. So ist es beschlossen im Räte der Götter. Zwischen schamvollem Verleugnen innersten Dranges und seiner Enthüller und dem widerstandslosen Mitgerissensein in seltenen Andachtsstunden klimmt die Menschheit abgernd durch Sumpf und Dichticht empor, der Höhe zu. Mag sie sich irrend, tastend, strauchelnd, des rechten Weges schließlich doch bewußt sein, des rechten Zieles ist sie's nie. Säge sie's, sie würde wohl verzagen — und entsagen. Das scharen nur die auserwählten Pfadfinder, die traumwandelnden Tänzer über Klippen, Grate und Abgründe, die in rauschumfängerer Nacktheit dem wirksüchtigen Zuge voranleuchten. Wo zwischen Verfolgung und Nachfolge die Grenze liegt, ist nicht immer deutlich. Vielfach unterscheiden sie sich wohl selber kaum. Genug, es geht aufwärts.

Nur eine Gefahr lauert beständig am Begränd: die Verführung der Führer durch die niederweltliche, in allerlei Verflechtung sich heranschmeichelnde Scham. „Ordnet euch ein, raunt sie mit frömmelndem Augenausschlag, „fügt euch meinem Gebot, das alle zügelt, werdet den anderen gleich und entragt enrer Vergernis schaffenden Entrücktheit, die nur üble Deutung herausfordert. Und so ihr niederfallt und mir huldbigt, will ich euch mit der Bürgerkrone krönen!“

Die Macht solcher Rede ist groß. Am Tage, wo sie den Sieg gewänne über die Seelen derer, die da voranelken in heiliger Trunkenheit — an diesem Tage fiele der Königsmantel von ihren Schultern, verblühe der hüllende Glanz ihrer kindhaften Unbefangenheit, und sie würden im kalten Schein der Wirklichkeit erkennen, daß sie nackt sind, und sich beschämt verstecken in der Menge.

Und auf der Wanderung zur Höhe verlöre die Menschheit Weg und Ziel.

Das Ich und das Selbst.*)

Von Albert Seaxner (Karlsruhe).

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.“
Goethe.
„Betrak Dein Ich! Dein Selbst verliere nie!“
Herder.

Betrak Dein Ich! Dein Selbst verliere nie! — Was heißt das? Was hat das auf sich mit den zwei Seelen, die haust in sich fühlt und mit ihm jeder Mensch der in sich hinein blickt und lauscht? Ist das wirklich ein Ich in uns? ein Kwisbalt? und woher stammt der? wie macht er sich bemerkbar? wozu führt er? zu welchen Nöten? welchen Forderungen? und wie hebt er sich auf? wie löst sich die Spannung wieder, wie aleicht der Geantak sich aus —? Diese Kraagen und noch mehr tauchen in uns auf, wenn wir vom Ich und vom Selbst, von den zwei Seelen reden, deren Dasein und Widerspruch uns ach wie oft und wie tief bedrängt und quält. Wir wollen versuchen, uns heute darüber ein wenig klar zu werden.

Das Ich, liebe Freunde, kennen wir alle nur zu gut. Dieses Ich, das aern ist und trinkt und auter Dinae ist, das oft ein so atokes Verlangen nach Bequemlichkeit und auherer Ruhe hat und allem Trüben und Schwereu so aern aus dem Weae aebt, und das dann wieder sich aern durchsetzt und behauptet — trotz allen andern, ja aeaen sie, wenns sein muh; dieses wechfelnde, laumische, aelüftiae, eitle, ehr-aeiaiae, macht- und aenukhumariae Ich —, ach wie aut kennen wir das, wir alle ohne Ausnahme! Seit es in uns erwacht ist, seit wir wach bewußt sind, macht es uns zu schaffen; und nicht nur uns, denn das ist seine Art, oder besser: seine Unart: dah es sich immerfort an den andern reibt und stößt, den andern, von denen ieder auch eben ein Ich ist und also ieden Stoß mit Gegenstoß, Druck mit Gegenruck erwidert und betraikt, wodurch denn schließlich dieser aanae Herenabbat entsteht, als den sich uns das menschliche Leben mit seinem unlöslichen Durcheinander und Wiedereinander so aern darstellt.

Aber zur selben Zeit, wo das Ich in uns wach ward, reate nach ein anderes Wesen sich in uns, ein Wesen, das dem Treiben des Ich aufsieht, stauuend kopfschüttelnd, errötend, aürnend, leidend. Neben dem Ich steht es, hinter ihm — über ihm: ein ewiger Warner und Mahner, ein Führer und Weiser, ein untrüalicher, unerbittlicher Richter. Ob es nur wie in flummer Kraage uns anfieht, ob es mit lautem Unaeistüm an die Wforten unserer Seele klopf, — es ist da, immer und überall ist es in uns wirksam und lebendia, in uns allen ohne Ausnahme. Wir möaen sein wer wir wollen und wie wir wollen; wir möaen denken, saeen und tun was immer wir wollen, — in uns lebt ein Etwas, das unser Sein und Denken, unser Saean und Tun überwacht und riehtet, und wo die irdische Gerechtaeit, wo das Urteil der Mitwelt kraftlos und ohne Wirkung abbrallt, dahin drinat doch, erschütternd und weckend, der Auf des aheimnisvollen Wesens in uns und hält uns unsern Unwert, unsere Unwahrheit, unsere Unwürdiaeit vor. Was wir vor Menschen, am Taae, im Wirbel des wachen Lebens noch so aeschickt verbergen — die Einsamkeit, die Stille der Nacht, der Bann des Traumes liefert uns ihm aus und aeiat uns das wahre Ge-

*1) Aus „Gott wird!“ Sieben Predigten, gehalten in der Freireitstufen Gemeinde Karlsruhe, im Winter 1917/18, Verlag Reuk & Pfla, Konstanz. Preis 3.50 ./. .

sicht unserer Taten. Bis über die Knöchel ist Richard Blantaanet, Schafesbares Richard der Dritte, im Blut gewatet, um zu dem ererbten Thron zu kommen. Nichts hat ihn abgehalten, nichts geschreckt, nichts ihn areut. Aber in der Nacht vor dem letzten Kampf, wie er endlich schlummernd aufs Lager sinkt, da öffnen sich vor seinem entsetzten Blick die Gräber und freien rachebrechende Geister aus, und die Last seiner zahllosen Untaten last sich zentnerschwer auf sein erschüttertes Gemüt. Oder die stolze Kainin, des Mordeths ehraeziges Weib, die, zehnmal härter und unbedenkllicher als ihr Gemahl, vor dem schmachlichsten Morde nicht zurückbebt — im Traum wandelt sie, Nacht für Nacht, rubelos umhergetrieben, und wäscht und wäscht die schönen Hände, an denen Blut klebt, Blut, das nur ihre Augen sehen, ihre abschließenden, schlafenden Augen. Das Gewissen treibe sie um, sagt man. Aber das Gewissen, das ist ja nur der Sivael, aus dem uns die unerste Krabe unseres Näs entaeneneht; ja nicht einmal das, es ist nur der Schrecken, der Schauer, den wir bei diesem Anblick empfinden. Was uns diesen Sivael entaeneneht, danach müssen wir fragen. Was uns den Abstand aetat zwischen dem, was wir sind und dem, was wir sein sollten, sein könnten, darum handelt es sich vor allem.

Dieses geheimnisvolle Wesen ist nichts anderes als unser Selbst.

Alles Wiedereinander unter Menschen stammt aus dem Näs. Aus dem Selbst aber stammt alles Aueinander. Das Näs trägt Mißverstehen in die Welt. Neid, Dak, Feindschaft; das Selbst aenenehtiges Verstehen, Freundschaft, Liebe. Das Näs trennt und entremdet; das Selbst eint alle im Gefühl innerer Verwandtschaft. Denn verwandt, innerlich verwandt, sind wir alle, so arok die Unterschiede auch scheinen. Goethe aesteht einmal von sich, er habe nie von einem Verbrechen gehört, dessen er selbst sich nicht auch fähig aefühlt hätte. Ein Bekenntnis, so arokartig in seiner Offenheit und Wahrhaftigkeit, dak man seine Bedeutung erst bei schärferem Nachdenken gana erfakt. Ebenso wahr ist aber auch das Gegenteil: was die Erscheinung eines edelsten Menschenseins mit unveraänlicher Schönheit durchleuchtet und verklärt, davon lebt ein Strahl auch in der Seele des armseligsten, verkommensten Verbrechers. Und wenn nur der rechte Auaenblick kommt, das rechte Wort, der rechte Ton aefunden wird, so flutet eine Welle von tiefem Verständnis von einem Innern ins andere, und seine Wirkung ist Erlösung und Heiligung. Selma Lagerlöf, die aroke schwedische Dichterin, die zugleich ein wahrhaft aroker, freier, seltener Mensch ist, erzählt uns einmal eine schlichte Geschichte von einer andern Schwedin, Mathilde Brede, die ich hier anführen möchte. Geboren aus altem vornehmen Geschlecht, kam diese Frau eines Tages zu der Einsicht, oder vielleicht saen wir in diesem Fall besser: Erleuchtung, ihr eiazigster Beruf sei es, in das Leben der Vermittlerin des Volkes Licht und Wärme zu traagen, nämlich in das Leben der Verbrecher. Sie ebnet sich den Weg in die Gefängnisse und erlebt und erfährt nun bei ihrer Arbeit die erschütterndsten Dinge. Sie leidet unerhört unter den Eindringeln, die sie empfanat. Aber aus allem Leiden schöpft sie nur neue Kraft zu noch innigerem, noch hinausgehenderem Dienst an den armen Geistern und Seelen, die sie auf ihrem Wege findet. Schwere Enttäufungen bleiben ihr nicht erspart: Stunden qualvoller Mitleidigkeit liegen oft drückend auf ihr. Mehr als einmal alaucht sie sich an der Grenae ihrer Kraft, ist sie in Versuchung, nur noch ein Erlösendes zu tun und sich von Gott zu erbitten: das Ende, den Tod. Aber immer wieder ruft das Leben, ruft die Not der andern sie aus Werk. So tritt sie eines Tages in die Helle eines Raubmörders, dessen Los lebenslängliche Kerkerhaft ist. Sohn der Verge und der Freiheit, diese von Gestalt und Kraft, empfanat er sie mit wildem, lauerndem Mißtrauen, in der Dastuna eines zum tödlichen Schwura abendkten Raubjägers. Sie bietet ihm ihre Dienste an: Briefe schreiben, Grüße in die Heimat und aus der Heimat vermitteln, und womit sie andern Gefangenen ihr Schicksal zunächst zu erleichtern strebt. Er, kalt, hart, böß, weist alles zurück. Bittet sie schließlich, und das mit merkwürdigem Nachdruck, ihn zu verlassen: in ihrem eiazigen Interesse zu aehen. Sie wird rubia, schüttelt den Kopf. Eiaene Interessen? seit wann kennt sie deraelichen nicht mehr! Sie bleibt. Er wird dräuender. Sie fühlt, dak hinter seinem Drängen etwas anderes steck als oberflächlich? Ablehnung. Sie setzt ihm zu, unermüdlich. Und da bricht es denn schließlich aus ihm heraus: als sie eintrat, hatte er eben den Entschluß aefakt, den ersten Menschen, der ihm in die Hand falle, zu ermorden, um ein Ende zu machen, um den Qualen des Kerkers zu entrinnen, um sterben zu dürfen. Das aesteht er ihr und beschwört sie noch einmal, zu aehen. Und nun lassen Sie mich das folgende aus dem Buch selber bringen:

Sie richtet einen rubia frauenden Blick auf ihn.

„Sie wollen also den ersten totschlaen, Gallonen, der herzin- kommt, wenn ich fortgaaen bin?“

„Das habe ich aefaat.“

„Da veritehen Sie doch, Gallonen, dak ich bleiben muß.“

„Sie müssen bleiben?“

„Näs kann mich nicht auf Kosten eines andern retten, Gallonen; wenn jemand sterben muß, warum sollte ich es nicht sein?“

Sie wendet sich ein wenig von ihm ab, faltet die Hände und vertieft sich in ihr Gebet, ohne zu ihm hinaufzusehen. Und im selben Auaenblick nimmt ihr Gesicht einen Ausdruck der Sehnsucht und der strahlenden Hoffnung an. Nun ist der Auaenblick der Befreiung aekommen. Endlich ist sie vorbei, diese Wanderung durch Bosheit und Elend, vorbei ist alle Mühsal, alles Mißklingen, vorbei der Kampf, der doch nie zu dauerndem Siege führen kann. Rest harrt ihrer nur Frieden, Freiheit, Erlösung von allem Uebel.

Sie hört den Mann drüben an der Wand ein paar mal mit seinen Ketten rasseln. Sie hört ihn schwer nach Atem ringen. Endlich kommt er ihr näher. Sie hört einen wilden, rohen Schrei aus qualvoll zusammengeprekter Kehle.

Aber es folat kein tödlicher Schaa, wie sie es erwartet hat, sondern der Räuber stürzt plötzlich zu Boden und liegt ihr zu Füßen, weinend fassungslos, schmerzlich, ohne die Kraft, seine Verurteilung zu beherrschen.

Mit einem Seufzer beuat sie sich über ihn. Gerettet also,

aerettet, um weiterzuwandern auf mühseligen Pfaden durch stechende Dornen und Giftschlangen. —

Was ist es, was da aefchab? Was aina im Innern dieses halb- wilden Raubmörders vor sich? Was schla die Brücke zwischen seiner Seele und der, die er ihm so gana unähnlichen, nur in hinausgehendem Dienen aufaehenden, immer nur an andere, nie an sich denkenden Frau? Nichts anderes doch wohl, liebe Freunde, als dies, dak ein Funke auf- vorana in ihm, und dieser Funke war verwandt der Blut, die sie so gana erfüllte, und kraft dieser Verwandtschaft verstand er sie und erkannte zugleich, wie unendlich viel höher sie stehe als er. Das awana ihn auf die Knie; weniger vor dieser bleichen mutigen Frau selbst, als vor dem, was durch sie hindurch auf ihn wirkte, vor dem Vollkommenen, auaeich, wie unendlich viel höher sie stehe als er. Das awana ihn vielleicht — einen schwachen Malana empfand. Das ist das Geheimnis dieses Voraanaes. Und es ist zugleich das Geheimnis der ewigen und immer wieder bezaunten Uebermacht des Guten, des Vollkommenen, des Göttlichen über das Böße, das Unvollkommene, das Tierisch-Menschliche. Denn darin, liebe Freunde, wollen wir uns doch nicht irren machen lassen: so laut und berebt kluge Leute, die sich tiefster Menschheit und Welkenntnis rühmen, uns auch versichern, dak immer und überall das Gemeine, das Niedere, triumphiere, und so sehr ihnen der Lauf der Welt — aar in diesen Tagen — Recht zu aehen scheint —: Wahr ist und bleibt doch das Gegenteil, jetzt und in alle Ewigkeit. Es kann ja gar nicht anders sein, liebe Freunde. Lehrt uns nicht die Entwicklung, dak das Leben aufsteigt aus blumpen, erbaubundenen Formen zu immer höheren, immer geistvollereren? Wie wäre das möglich, wenn nicht der Drana in die Höhe, der innere Auftrieb, mächtiger wäre als alle Erdenchwere, die das Geschöpf hinabzuziehen trachtet in die Tiefe, der es enttieft? Und was für die gana Natur gilt, das ist im seelisch-geistlichen Leben des Menschen erst recht wahr; auch hier ist — auf die Dauer — doch der Höhentrieb siegreich, ma es vielfach auch anders scheinen.

Heidelberg, die Vaterstadt des geschichtlichen Dr. Faust.

Ueber dieses Thema führte in der letzten Sitzung des Karls- ruher Geschichts- und Altertumsvereins Professor Dr. Karl S o s m a n n etwa folgendes aus:

Seitdem Goethe die Lebensgeschichte Fausts in das deutsche Schrifttum eingeführt hat, ist auch die gelehrte Forschung damit beschäftigt, Klarzustellen, was an Dr. Faust Geschichte und was in das Reich der Sage zu verweisen ist. Ueber den geschichtlichen Faust, dessen Vorname teils mit Johannes, meist aber mit Georg angegeben wird, war bis jetzt nach einem Zeugnis des Melancthonshülers Mennel, das auf einer Mitteilung seines Lehrers beruht, bekannt, dak er in dem schwäbischen Städtlein Knittlingen bei Moutbronn geboren sei. Im Jahre 1913 machte Dr. Schottenloher an der Münchener Staatsbibliothek die Entdeckung, dak in einem alten Wettertagebuch ein Eintrag aus dem Jahre 1527 den Namen „Dr. Georg Faust aus Helmstadt“ enthielt. Da Dr. Georg Faust nach einem Brief des Humanisten Konrad Mut auch „Hedelbergensis“ genannt wird, so schloß Dr. Schottenloher, kann nur das Dorf Helmstadt im Amt Heidelberg Fausts Heimat sein.

Die ganze Schlussfolgerung leidet aber nur an einem Fehler: In dem erwähnten lateinischen Eintrag steht nämlich nicht „Helmstadt“, sondern „Helmstett“, das eine deutliche Abfärgung für den Familiennamen „Helmstetter“ ist. „Hedelbergensis“ kann demnach nur die Herkunft bezeichnen: Dr. Georg (Fausts) Helmstetters Heimat ist also die Neckarstadt Heidelberg.

Bei einer Durchforschung der Heidelberger Geschichtsquellen aus dem 15. Jahrhundert ergab sich nun auch wirklich, dak um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Heidelberg ein Schmiedemeister Peter Helmstadt (oder Helmstetter) lebte. Wohl ein Enkel dieses Mannes war dann der am 9. Januar 1483 an der dortigen Hochschule eingeschriebene Studierende „Georgius Helmstetter“. Nach Ausweis der Akten und Bücher des Heidelberger Universitäts- archivs wurde nun dieser, der als der nachmalige Dr. Georg Faust anzusehen ist, am 12. Juli 1484 Bakkalaureus und legte endlich am 1. März 1487 seine Doktorprüfung ab, d. h. er wurde „magister liberalium artium“ und zwar als zweiter unter zehn Kandidaten. Hierauf verpflichtete er sich noch zu einem weiteren zweijährigen Aufenthalt an der Universität als Lehrer.

Nach dem für den Beginn des Studiums damals üblichen Alter von 16 Jahren ist also Dr. Georg Helmstetter (Faust) im Jahre 1466 oder 1467 geboren. Nach dem Jahre 1489 läßt sich in Heidelberg niemand mehr von der Familie Helmstetter nach- weisen.

Nach der alten Erfahrung, dak kein „Prophet“ in seinem Vaterland gilt, verließ er wahrscheinlich 1489 seine Heimat, um im Laufe der nächsten fünf Jahrzehnte ganz Europa durch seine Künste mit Staunen zu erfüllen. Um das Jahr 1540 ist er dann nach dem Zeugnis der Zimmerischen Chronik in Staufen bei Freiburg gestorben. In badischen Landen waren also Wiege und Grab des geschichtlichen Dr. Faust.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unbetlangte Berantwortlicher Leiter: Gustav Rebert. — Druck und Verlag

Manuskripte wird keine Berantwortung übernommen der C. K. Müllerschen Hofbuchhandlung m. b. S.